

hieran angeknüpfte Lebensverhältnisse (etwa das Leben in einem Wohnheim oder die Anstellung in einer WfbM), sondern eine Prekarität jenseits der Kategorie ›geistige Behinderung‹, hervorgerufen durch das niedrige Ausbildungsniveau des Herrn Hamm und seine hieran anschließende Tätigkeit in einem prekären Beschäftigungsfeld. Herr Hamm war stets außerhalb von behinderungsspezifischen Beschäftigungsformen angestellt und auf dem ersten Arbeitsmarkt tätig. Ungeachtet dessen ist es ihm nicht möglich, seinen Ruhestand jenseits der Behinderungspraxis Armut zu gestalten (vgl. Trescher 2017a, S. 255). Veranschaulichen lässt sich hieran, dass der Vollzug von »Behinderung als Praxis« (Trescher 2017a, S. 43) nicht an eine vorausgegangene medizinisch-naturwissenschaftliche Diagnosestellung gekoppelt ist, sondern prinzipiell alle Menschen treffen kann (Trescher 2017a, 43ff). Zwar hat Herr Hamm sein Leben weitgehend losgelöst von der Sphäre ›geistige Behinderung‹ gelebt, jedoch wird er von einer anderen Form der Prekarität bzw. sozialer Ungleichheit erfasst. Es ist vor allem dieser Blickwinkel, der deutlich macht, wie prekär die Lebenssituation vieler Menschen mit ›geistiger Behinderung‹ faktisch ist. Es kommt zu einer Verschränkung verschiedener Behinderungspraxen, die sich wechselseitig verstärken. Der Fall Herr Hamm zeigt dies deutlich: Zwar hat er es geschafft, sich zumindest zum Teil von der Differenzkategorie ›geistige Behinderung‹ zu lösen, jedoch sieht er sich nach wie vor in eine prekäre Subjektposition versetzt – eine Position, aus der er sich nicht zu lösen vermag.

5.3 Herr Karl Klein: »*Da hab ich gesagt: ›Seid froh, dass ihr nicht so seid wie ich‹*«

In den folgenden Ausführungen wird nun die Lebensgeschichte des Herrn Karl Klein in den Mittelpunkt gerückt. Anders als Frau Müller (Kapitel 5.1) und Herr Hamm (Kapitel 5.2) lebte Herr Klein zum Zeitpunkt der Interviewführung nicht im ambulant betreuten Wohnen, sondern in einer stationären Wohneinrichtung.

Zum Aufbau des Kapitels: In Kapitel 5.3.1 wird die Kurzbiographie des Herrn Klein vorgestellt, in Kapitel 5.3.2 die Ergebnisse der Interviewauswertung. In Bezug auf die Kurzbiographie ist anzumerken, dass sich diese nur holzschnittartig aus den Schilderungen des Herrn Klein rekonstruieren ließ, denn zu vielen Aspekten seiner Lebensgeschichte konnte Herr Klein keine oder keine konsistenten Angaben machen.

5.3.1 Kurzbiographie

Herr Klein ist im Jahr 1942 in einer süddeutschen Großstadt geboren. Sein Vater ist vor seiner Geburt im Krieg verstorben, sodass er zunächst allein bei der Mutter aufwuchs. Herr Klein hat keine Erinnerungen an etwaige Kriegsgeschehnisse. Im Rahmen einer zweiten Ehe der Mutter kam zu einem nicht genau bestimmbar Zeitpunkt sein (Halb-)Bruder zur Welt, der in der Folge bei Herr Klein und der Mutter aufwuchs. Herr Klein besuchte zunächst eine Volksschule, wurde dann jedoch auf eine Hilfsschule verwiesen. Nachmittags besuchte er einen Hort, da die Mutter berufstätig war. Sowohl in der Volksschule als auch in der Hilfsschule machte er, so gibt er im Interview an, weit-

reichende Diskriminierungserfahrungen. Im Anschluss an seine Schulzeit arbeitete er bei dem Hausmeisterdienst der Hilfsschule.

Zu einem späteren Zeitpunkt, der ebenfalls nicht genau geklärt werden konnte, zog Herr Klein zu seinem (Halb-)Bruder und dessen Lebensgefährtin. Einige Jahre später folgte ein weiterer (diesmal gemeinsamer) Umzug in das Haus, welches der Bruder zuvor gemeinsam mit seiner Frau erbaut hatte. Hier lebte Herr Klein, bis er schließlich in das Wohnheim überwiesen wurde, in dem er gegenwärtig lebt. Der Umzug erfolgte, so gibt Herr Klein an, auf Zwang und ohne seine Einbindung. Das Wohnheim liegt im Zentrum einer Kleinstadt und bietet ca. 50 Betreuungsplätze. Zum Zeitpunkt der Interviewführung ist Herr Klein 73 Jahre alt und bewohnt in besagter Einrichtung ein Einzelzimmer auf einer Wohngruppe mit 8 anderen BewohnerInnen.

5.3.2 Ergebnisdarstellung

Das Leben als Leidensgeschichte: Negativ-defizitäre Selbstkonstruktion

In der Auswertung wurde offengelegt, dass sich Herr Klein als in negativ-defizitärer Art und Weise andersartig konstruiert, wobei sowohl eine Selbstkonstruktion als ›krank‹ als auch eine Selbstkonstruktion als ›behindert‹ im Fokus steht. Die eigene Andersartigkeit wird dabei nicht als ›naturgegebene Abweichung‹ markiert, sondern als Resultat eines ihm von außen angetanen Leides. Dies lässt sich etwa an der Passage »Durch des Kriegsleide. Zweite Weltkrieg. Bin ich so (.) geboren« veranschaulichen. Immer wieder zeigt sich, dass seine negativ-defizitäre Selbstkonstruktion mit einer parallelen Selbstkonstruktion als Opfer einhergeht. Herr Klein konstruiert sich als Opfer eines gewaltsamen Eingriffs von außen und markiert hiervon ausgehend die eigene Lebensgeschichte als eine durch Leid gekennzeichnete Lebensgeschichte. So wird bereits seine Geburt als ›Tod‹ konstruiert: »Und ich bin mitten im Krieg gefalle, am 31.1.1942 geboren«. Sein gesamtes Leben ist gerahmt durch das Leid, welches ihm zuteilwurde, und die negativ-defizitäre Andersartigkeit, die hieraus resultiert und sein ›So-Sein‹ in der Welt bedingt, avanciert zur lebensbegleitenden Bürde, zum zentralen Bestimmungsmerkmal seiner Person und zum allgegenwärtigen Inhalt seines Alltags. Insofern ist sie es auch, die Herr Klein als Einstieg in das Interview wählt und dort als einen begründungspflichtigen Tatbestand konstruiert. Sehr eindrucksvoll erscheint zudem, dass er seine Antwort auf die Frage nach einem typischen Tagesablauf mit der Aussage »Na, ich bin schwerbehindert« einleitet. Die eigene negativ-defizitäre Andersartigkeit ist das alles beherrschende Motiv seiner Selbstkonstruktion. An keiner Stelle wird sie (vollends) in Frage gestellt. Die Rekonstruktion seiner Selbstkonstruktion machte deutlich: Herr Klein hat über den Verlauf seines Lebens ein einseitig negativ-defizitäres Selbstbild entwickelt, welches sich anhand vieler weiterer Beispiele veranschaulichen lässt. So konstruiert sich Herr Klein unter anderem als Person, die nur stark eingeschränkt leistungs- bzw. handlungsfähig ist. Deutlich wurde dies zum Beispiel in Passagen, in denen seine an sich selbst gerichtete Erwartungshaltung zum Ausdruck kommt. Es zeigt sich dort, dass Herr Klein stets ein Scheitern des eigenen Handelns antizipiert, was im Alltag in Praxen des sozialen Rückzugs mündet. Weiterführend getragen wird die negativ-defizitäre Selbstkonstruktion dadurch, dass sich Herr Klein immer wieder – und zum Teil entgegen seiner subjektiv-intentionalen Selbstdarstellung – als nur (mehr oder weniger stark) eingeschränkt wissend konstruiert.

iert. Ein weiteres Beispiel, findet sich darin, dass sich Herr Klein als in erhöhtem Maße verletzlich und gefährdet markiert, was unter anderem auch mit einer Selbstkonstruktion als überwachungsbedürftig verbunden ist. Lebenspraktisch schlägt sich dies darin nieder, dass Herr Klein die stationäre Wohneinrichtung, in der er lebt, nur noch selten und – wenn überhaupt – in Begleitung eines Mitarbeiters bzw. einer Mitarbeiterin verlässt. So gibt er an: »*Ohne Aufsicht ist nichts mehr drinne*«.

Herr Klein lebt in der konstanten Angst, dass ihm etwas zustoßen könnte, wobei ebenfalls deutlich wurde, dass ihm dieses Bild nachhaltig von außen vermittelt wurde bzw. wird – insbesondere durch die Angestellten der Wohneinrichtung sowie seinen (Halb-)Bruder. Veranschaulicht werden kann diese Problematik zum Beispiel anhand der folgenden Passage, in der Herr Klein eine Aussage des (Halb-)Bruders wiedergibt: »*Was soll ich hat er gesagt. (.) ›Ohne Aufsicht kannst du nit mehr alleine (.) gehe. (.) Darfst du nit*«. Greifbar wird in dieser und in vielen weiteren Passagen, dass Herr Klein nicht nur ein stark ausgeprägtes negativ-defizitäres Selbstbild entwickelt hat, das ihn in seinem Leben verschiedenfach behindert, sondern dass ebendieses Selbstbild auch Resultat äußerer Zuschreibungen ist. Die negativ defizitäre Selbstkonstruktion ist (unter anderem) Produkt einer negativ-defizitären Fremdkonstruktion. Theoretisierend gesprochen: Herr Klein wird in seinem Alltag in eine vulnerable Subjektposition versetzt und entsprechend von den Personen in seinem Umfeld immer wieder als solche adressiert. Eine Folge dieser Adressierung ist, dass er die ihm zugewiesene Subjektposition für sich übernommen hat. Am Beispiel des Herrn Klein lässt sich damit rekonstruieren, wie »Anrufungs- oder Adressierungspraktiken [...] Individuen als soziale Personen hervor[bringen]« (Dederich 2019, S. 114). Sie »weisen ihnen einen sozialen Wert oder auch Unwert zu und beeinflussen in hohem Maße, als wer oder was sich die so Angerufenen oder Adressierten selbst sehen« (Dederich 2019, S. 114). Aus dieser Perspektive betrachtet tritt Herr Klein in mehrerlei Hinsicht als Opfer sowie auch als fügsames und unterwürfiges Subjekt in Erscheinung, wobei das Zusammenwirken von äußerer Adressierung und hieraus hervorgehender Selbstadressierung einen sich wechselseitig verstärkenden Kreislauf der (Selbst-)Behinderung manifestiert: Einerseits wird Herr Klein von außenstehenden Personen immer wieder als in negativ-defizitärer Art und Weise andersartig adressiert und damit zugleich auch in dieser Form hervorgebracht. Auf der anderen Seite bringt er sich aber auch immer wieder selbst in entsprechender Art und Weise hervor, indem er sich selbst in negativ-defizitärer Art und Weise adressiert und entsprechend handelt.³² Insofern bezeichnet er sich mitunter selbst als »*schwieriger Fall*« oder »*Pflegefall*« und begründet seinen Umzug in das stationäre Wohnen mit der Notwendigkeit einer nahtlosen Aufsicht (»*weil ich ohne Aufsicht nicht sein kann*«).

Im Kontext negativ-defizitärer Zuschreibungen und dem hieraus hervorgegangenen negativ-defizitären Selbstbild muss mit Blick auf den Fall des Herrn Klein zudem hervorgehoben werden, dass hier Diskriminierungserfahrungen in der Vergangenheit eine zentrale Rolle spielen. Innerhalb des Interviews berichtet Herr Klein davon, dass er von anderen Menschen mitunter drastische verbale Angriffe erlebt hat. Er berichtet: »*weil immer, ich meistens selber nicht ernst genommen worden bin, sondern als der dumme Hilfsschüler*«.

32 Siehe hierzu auch die theoretischen Grundlagen zur Subjektivierung im Anschluss an Foucault in Kapitel 1.1.1 sowie 2.1.

Sehr eindrucksvoll erscheint in diesem Zusammenhang zudem der folgende Auszug: »*ich bin aber durchaus zufrieden, dass ich auch noch so existieren kann, dass ich nicht als Krüppel bezeichnet werde, (...) weil ich oft als Krüppel bezeichnet worden bin*«. Herr Klein tritt auch in dieser Hinsicht als verwundete bzw. verletzte Person in Erscheinung und es zeigt sich, dass sein Leben stark durch Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen gekennzeichnet ist.

Das Positive im Negativen: Versuche der positiven Imagekonstruktion und die Suche nach Anerkennung

Unter Rückbezug auf den vorangegangenen Unterpunkt ist hervorzuheben, dass Herr Klein die eigene vulnerable Subjektposition bzw. die eigene negativ-defizitäre Andersartigkeit (noch) nicht vollends für sich übernommen hat. Die Analyse zeigt, dass sich durchaus gewisse Residuen an Widerständigkeit feststellen lassen, die sowohl die negativ-defizitäre Selbstkonstruktion als auch das Moment der Selbstunterwerfung zu einem gewissen Grad in ein Ambivalenzverhältnis versetzen.

Praxen der Widerständigkeit offenbaren sich in unterschiedlichen Kontexten und sind darauf ausgerichtet, dass Herr Klein versucht, sich ein zumindest zu Teilen ›positiv‹ besetztes Image zu bewahren. Eine Strategie, der er sich an verschiedenen Stellen des Interviews bedient, ist der Versuch, sich zumindest punktuell als informiert bzw. gebildet zu präsentieren. Neben der Selbstdarstellung als (zumindest teilweise) schulisch gebildet (»*in Schönschreibe und Heimatkunde, konnte mir keiner etwas vormache*«) wird dieses Motiv auch dann greifbar, wenn er in seiner Erzählung lokal-geographische Kenntnisse hervorhebt oder historische Entwicklungen aufgreift. Weitere Formen der positiven Selbstdarstellung finden sich in dem Versuch, sich selbst als zumindest prinzipiell oder zumindest teilweise handlungs- bzw. leistungsfähig zu markieren. So verweist er zum Beispiel an verschiedenen Stellen des Interviews darauf, dass er zwar grundsätzlich dazu in der Lage sei, die Wohneinrichtung eigenständig zu verlassen, er dies jedoch nicht macht, da es ihm einerseits zu gefährlich sei und es ihm andererseits durch die MitarbeiterInnen der Wohneinrichtung aktiv verwehrt werden würde. So gibt er an: »*Ohne Aufsicht komme ich hier nicht fort. (...) Ich könnte schon fort, aber ich werde nicht gelassen*«. Im Zuge der Analyse wurden noch weitere Beispiele herausgearbeitet, in denen Herr Klein versucht, die eigene Leistungsfähigkeit zumindest zu einem geringen Teil zu bewahren. Deutlich wurde hierbei stets, dass er nicht darum bemüht ist, sich als jemand zu präsentieren, der scheinbar Besonderes leistet, sondern nur als jemand, der zumindest noch etwas mehr leisten kann als das, was ihm in seinem alltäglichen Leben gemeinhin zugetraut wird. Beispielhaft hierfür kann etwa die Passage »*15 Kilometer mit dem Rad gefahren, 15 Kilometer. Das glaubt keiner, es ist aber so gewesen*« angeführt werden.

Zum Teil erfolgt die Selbstdarstellung als zumindest teilweise handlungsfähig aber auch dadurch, dass sich Herr Klein von anderen Menschen in ähnlicher Lebenslage abzugrenzen sucht, wengleich auch hier eine negativ-defizitäre Rahmung manifest bestehen bleibt. In diesem Sinne lässt sich zum Beispiel die folgende Passage anführen, in der Herr Klein einen an seinen (Halb-)Bruder gerichteten Appell wiedergibt: »*Sei froh, dass ich noch so bin, dass ich noch einigermassen kann*«.

Die Umdeutung des ›Negativen zum Positiven‹ lässt sich auch anhand des speziellen Umgangs des Herrn Klein mit seinen beschränkten finanziellen Mitteln veranschauli-

chen. Die Ergebnisse der Fallrekonstruktion machen klar, dass die aktuelle Lebenssituation des Herrn Klein sehr stark durch ein Leben in Armut gekennzeichnet ist. Herr Klein konnte und kann sich in seinem Alltag nicht viel leisten. Er erhält ein Taschengeld von 25€ im Monat. In diesem Sinne avanciert bereits der unregelmäßige Besuch des nahegelegenen Supermarkts oder Kiosk zu einem besonderen Event seines Alltags, obwohl sich seine Besorgungen hier auf den Kauf von Süßigkeiten beschränken. So gibt er im Interview an: »*Ich bin eine Naschkatze. (.) Schokolade, Pralinen (.) und das war's (2)*«. Hervorzuheben ist nun jedoch, dass die eigene Armut durch Herrn Klein nicht als problematisch markiert und erlebt wird. Statt seine Armut zu problematisieren bzw. zu beklagen, bedient er sich dieser, um sich hiervon ausgehend ein (erneut: zumindest teilweise) positiv besetztes Image zu generieren. Das Leben in Armut wird durch Herrn Klein zu einer Tugend der Sparsamkeit umgedeutet, an die er sich mit scheinbar eisernem Willen hält: »*Sparbrötchen [lacht] nennt er mich schon. Weil ich so sparsam bin. Weil der weiß: Ich gönne mir kaum was*«. Ausgehend von seiner Armut konstruiert sich Herr Klein nicht als ein in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkter Mensch, sondern als einer, der verzichtet und willensstark ist.

Immer wieder zeigt die Analyse, dass Herr Klein versucht, sich Nischen der ›positiven‹ Selbstdarstellung zu erhalten. Gleichzeitig macht die Analyse aber auch klar, dass diese Nischen niemals ungetrübt bestehen bleiben, da Versuche der positiven Selbstdarstellung entweder nicht konsistent aufrechterhalten werden (können) oder selbst – mal mehr, mal weniger weitreichend – negativ-defizitär gerahmt werden. So wird aus einer Selbstdarstellung als handlungsfähig eine Selbstdarstellung als ›nur prinzipiell handlungsfähig‹, beanspruchte Wissensbestände erweisen sich als unvollständig oder fehlerhaft und die Selbstdarstellung als ›schulisch gebildet‹ steht nicht für sich, sondern ist an eine parallele Thematisierung von Bildungsdefiziten gekoppelt bzw. wird über ebendiese hergeleitet. Im Falle des Herrn Klein muss vor diesem Hintergrund von einer konsequenten negativ-defizitären Selbstkonstruktion sowie einem dominanten negativ-defizitären Selbstbild gesprochen werden. Die eigene negativ-defizitäre Andersartigkeit wird niemals vollends in Frage gestellt und Herr Klein bemisst sich konsistent selbst entlang einer negativ-defizitären Sondernorm. Gleichzeitig versucht er aber, sich wenigstens zu einem gewissen Grad von ebendieser negativ-defizitären Sondernorm abzuheben, was darauf hinweist, dass innerhalb des negativ-defizitären Selbstbildes der Wunsch nach einer zumindest teilweise positiv besetzten Fremd- und Selbstwahrnehmung angelegt ist, worin wiederum das eingangs benannte Residuum von Widerständigkeit liegt. Das Interview wird zum Aushandlungsort des – wenn auch zaghaften – Ringens des Herrn Klein mit der ihm zugewiesenen Subjektposition. Herr Klein sehnt sich nach einer bestimmten Form von Anerkennung, wobei keine rein positive bzw. stärkenorientierte Form der Anerkennung im Fokus steht, sondern eher eine, die ihn zumindest nicht einseitig bzw. ›zu drastisch‹ negativ-defizitär erfasst. Das Bild der eigenen negativ-defizitären Andersartigkeit wird nicht abgelehnt, sondern es ist integraler Bestandteil dessen, wofür sich er sich Anerkennung wünscht. Sehr deutlich konnte dies zum Beispiel in der folgenden Passage herausgearbeitet werden: »*Und da hab ich gesagt: ›Seid froh, dass ihr nit die Krankheit gehabt habt. Nervenkrankheit, dass ihr die Krankheit nit gehabt habt, wie ich‹*«. Ähnlich auch die folgende Sequenz: »*Seid froh, dass ihr nicht so seid, wie ich*«.

Vor dem Hintergrund der bisherigen Darlegungen kann festgehalten werden, dass dem negativ-defizitären Selbstbild des Herrn Klein eine ambivalente Funktion zugeschrieben werden muss. Auf der einen Seite behindert es Herr Klein in seinem Lebensalltag, indem es Praxen des sozialen Rückzugs, der Passivität und der Selbstdegradierung nährt. Auf der anderen Seite eröffnet es ihm aber ebenfalls in unterschiedlicher Hinsicht die Möglichkeit, sich selbst ein zumindest teilweise positives Image zu generieren – unter anderem darüber, dass er sich a) zu einem gewissen Grad von anderen Menschen mit sog. ›geistiger Behinderung‹ abgrenzt und b) die Belastungen seines Lebens, wie in der zuletzt abgebildeten Interviewpassage gezeigt, als etwas Außergewöhnliches markiert. Insofern ist es nicht zuletzt sein Umgang mit jenen Belastungen bzw. der eigenen negativ-defizitären Andersartigkeit, was zum Ausgangspunkt einer positiven, jedoch unweigerlich negativ-defizitär gerahmten, Selbstdarstellung wird – zum Beispiel in der Form, dass er sich als besonders leidensfähig, ausdauernd oder widerstandsfähig präsentiert. Verwiesen sei hier etwa auf die immer wiederkehrende Hervorhebung seines kalendrischen Lebensalters. Das eigene Alter wird hier als eine Art Errungenschaft konstruiert und avanciert zum Statussymbol. Herr Klein ist stolz darauf, dass er – trotz aller Widrigkeiten – so lange gelebt hat und ›noch kein Ende in Sicht‹ ist. Es kommt an dieser Stelle zu einer zumindest teilweisen Umdeutung von Belastungserfahrungen. Herr Klein konstruiert sich als Person, die vom Leben gezeichnet ist und dadurch über einen besonderen Erfahrungsschatz verfügt. Die im vorangegangenen Unterpunkt benannte Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte als Leidensgeschichte wird in diesem Zusammenhang als exklusive Bildungserfahrung greifbar, die anderen Menschen – auch dem Interviewer – verwehrt bleibt: »Sei froh, dass Du das nicht mitgemacht hast«.

Das Leben im Heim: Gefangenschaft, Überwachung und Einsamkeit

In der Analyse wurde deutlich, dass Herr Klein in seinem Lebensalltag unterschiedlichen Formen von Gefangenschaft ausgesetzt ist, die sich jeweils tiefgreifend auf seine Lebensführung auswirken. Zu nennen sind hier etwa Formen der äußeren Beschränkung: Herr Klein lebt auf einer Wohngruppe in einer stationären Wohneinrichtung und es ihm nicht gestattet die Einrichtung ohne Aufsicht eines begleitenden Mitarbeiters bzw. einer begleitenden MitarbeiterIn zu verlassen. Verwiesen sei dabei unter anderem auf die bereits oben angeführte Passage »Ohne Aufsicht komme ich hier nicht fort. (...) Ich könnte schon fort, aber ich werde nicht gelassen«. Hier zeigt sich weiterhin die bereits thematisierte Beeinflussung seines Selbstbilds von außen: »ohne Betreuung werde ich nicht hier entlasse. Das soll ich mir ausm Kopf schlagen.« Als zwangsläufige Folge dieses Verweilens im Heim bleibt, dass alltägliche Lebens- bzw. Erfahrungsräume beschränkt bleiben. Ausnahmen sind begleitete Einkäufe im Sozialraum, wobei diese – wie dargestellt – auf kleinere Besorgungen in einem nahegelegenen Supermarkt bzw. Kiosk begrenzt bleiben und nur selten stattfinden. Neben diesen mehr oder weniger regelmäßigen Ausgängen berichtet Herr Klein darüber hinaus von punktuellen Tagesausflügen, die nochmal weitaus seltener stattfinden. In diesem Sinne werden innerhalb des Interviews lediglich zwei Ausflüge identifiziert, an denen Herr Klein in den vergangenen Jahren teilgenommen hat. An Urlaubsreisen bzw. trägerorganisierten Freizeiten nimmt Herr Klein nicht teil. Es muss insofern konstatiert werden, dass seine Lebenspraxis mehr oder weniger umfassend auf den Handlungsrahmen der Wohneinrichtung beschränkt bleibt. Die Grenzen der Einrichtung sind bereits

seit vielen Jahren die Grenzen seiner erfahrbaren Lebenswelt. Im Interview äußert sich dies wiederum darin, dass Herr Klein vor allem von Erlebnissen aus der Vergangenheit berichtet – aus der Zeit, als noch bei seiner Familie gelebt hat. Hier erzählt er zum Beispiel von gemeinsamen Urlaubsfahrten in das europäische Ausland. Seine Gegenwart hingegen ist vor allem durch die Monotonie bzw. Ereignisarmut des Einrichtungalltags geprägt. Hier dominiert eine Selbstkonstruktion als inaktiv. Dies spiegelt sich zum Beispiel in seiner Antwort auf die Frage wider, was er in seinem Alltag macht: *»sehr wenig, sehr wenig«*.

Anhand der bisherigen Ausführungen lässt sich veranschaulichen, dass die Gefangenschaft des Herrn Klein nicht nur als physische Form der Begrenzung zu verstehen ist. Die räumlich-physische Gefangenschaft geht zugleich mit einer sozialen Gefangenschaft einher. Insofern bleiben seine im Alltag erfahrbaren Sozialkontakte mehr oder weniger umfassend auf den Rahmen der Wohneinrichtung begrenzt. Das Leben in der Wohneinrichtung führt zu einer sozialen Isolation des Herrn Klein, die wiederum die Gefahr der Vereinsamung mit sich bringt. Durch die Begrenzung seines alltäglichen Bewegungsradius wird die soziale Isolation und Vereinsamung stetig reproduziert: Herr Klein trifft in seinem Alltag kaum auf andere Menschen, sodass Räume der Vergemeinschaftung stark begrenzt sind (*»Ich komme sehr selten (1) abends und auch unter der Woche raus«*). Beziehungen zu seinen MitbewohnerInnen beschränken sich auf flüchtige Kontakte im Alltag. Intensivere (zum Beispiel freundschaftliche) Beziehungen oder Partnerschaften führt er nicht. Hinzu kommt, dass er auch zu seinem (Halb-)Bruder faktisch nur noch sehr selten Kontakt hat, was die durch Einsamkeit gekennzeichnete Selbstkonstruktion weiterführend verstärkt: *»Und da sehe ich ihn sehr wenig. Sehr wenig. (.) Alle Monat nur ein, zwei Mal und dann (.) mehr ist da nicht drin«*.

Relevant anzumerken ist darüber hinaus, dass die räumlich-soziale Gefangenschaft des Herrn Klein zwangsläufig mit Praxen der Überwachung und Regulierung einhergeht. Hiervon ist nicht nur sein Leben in der Einrichtung betroffen, sondern bedingt durch die Tatsache, dass es ihm nicht gestattet ist, die Einrichtung selbstständig zu verlassen, weiten sich Überwachungs- und Regulierungspraxen ebenfalls auf die Bereiche jenseits der Einrichtungsgrenzen aus. Seine räumlich-soziale Gefangenschaft hat insofern auch dann Bestand, wenn er die Wohneinrichtung physisch verlässt. In der Konsequenz heißt das: Zu keinem Zeitpunkt seines Lebens kann er sich dem Einfluss- bzw. Wirkungsbereich der Wohneinrichtung und der dort tätigen MitarbeiterInnen entziehen. Zu jeder Zeit wird Herr Klein begleitet und in seinem Handeln erfasst.

Ergänzend zu der angeführten räumlich-physischen und sozialen Gefangenschaft kommt zudem eine ›innere Form‹ der Gefangenschaft hinzu. Es muss begründet davon ausgegangen werden, dass Herr Klein selbst dann die Wohneinrichtung nicht ohne Begleitung verlassen würde, wenn ihm dies durch die MitarbeiterInnen gestattet werden würde. Zu stark hat er das Bild der eigenen Verletzlichkeit verinnerlicht und zu groß ist die Angst vor einer möglichen Gefährdung bzw. Verletzung. Dies bezieht sich dabei einerseits auf eine körperliche Komponente. Exemplarisch hierfür kann unter anderem die folgende Sequenz angeführt werden, in der sowohl die Begrenztheit seines alltäglichen Bewegungsradius als auch seine Ängste und Befürchtungen zum Ausdruck kommen: *»[Name eines Cafés] ist ein Café, da könnte ich Kaffee trinke. Aber zum Marktplatz (.) ist mir das en bissi wackelig, (.) weil das runtergeht. (.) Und Bahnhof, des ist auch so e gewagte Sach«*.

Andererseits bezieht sich die Angst vor Verletzungen aber auch auf Angriffe durch Personen der sog. Mehrheitsgesellschaft. Wie im ersten Unterpunkt der Fallstrukturgeneralisierung bereits angeführt, spielen diese Diskriminierungserfahrungen im Leben des Herrn Klein eine zentrale Rolle. Sein sozialer Rückzug erfüllt hier also insofern eine schützende Funktion, als er sich verletzenden Blicken und Kommentaren zu entziehen sucht. Die Wohneinrichtung erfährt im Zuge dessen eine positiv gerahmte Bedeutungszuschreibung. Sie wird zu einem Rückzugsraum, der Herr Klein Schutz bzw. Sicherheit gibt. Es ist ein Raum, der ihn vor den Blicken Außenstehender abschirmt und dabei hilft, verletzende Erfahrungen zu vermeiden. Der von Herr Klein beanspruchten prinzipiellen Fähigkeit, die Wohneinrichtung theoretisch ohne Aufsicht verlassen zu können, steht insofern nicht nur ein ihm auferlegtes Verbot gegenüber, sondern ebenfalls die persönliche Überzeugung hinsichtlich der eigenen Verletzlichkeit sowie die Angst vor Ablehnung und Diskriminierung. Deutlich wird damit, wie tiefgreifend die Gefangenschaft des Herrn Klein ausfällt. Sein negativ-defizitäres Selbstbild, als Resultat äußerer Zuschreibungen, sowie die hieran geknüpfte Selbstführung ist so ausgestaltet, dass es im Grunde keinerlei äußerer Restriktionen (mehr) bedarf, um Herr Klein in der Wohneinrichtung zu halten. Diese sind im Zuge ihrer Einschreibung in Herr Klein obsolet geworden. Herr Klein hält sich selbst gefangen. Einer Intervention von Seiten der MitarbeiterInnen oder des (Halb-)Bruders bedarf es nicht (mehr). Er ist als gefügiges, aber letztlich auch als verletztes Subjekt hervorgebracht worden und reguliert sich entsprechend selbst.³³

Zwischen Wohnen und Zuhause-Sein

Ein weiteres zentrales Ergebnis der Auswertung gründet in unterschiedlichen Zuschreibungen, die Herr Klein im Kontext von Erzählungen zu früheren und gegenwärtigen Wohn- und Lebensorten hervorbringt. Es zeigte sich hier, dass Herr Klein nicht an dem Ort lebt, den er als sein Zuhause erfährt. Nicht das Wohnheim bzw. die Stadt, in der dieses gelegen ist, sondern der Haushalt des (Halb-)Bruders und die Stadt, in der er bis zu seiner Einweisung in das Wohnheim lebte, wird von ihm als sozial-emotionales Zuhause konstruiert. Greifbar wird an dieser Stelle das Ergebnis, wonach ›Wohnen‹ nicht gleich ›Wohnen‹ ist. Praxen des Wohnens sind vielmehr zu differenzieren zwischen einem ›Wohnen‹ in einem eher technischen Sinn, wobei Konstruktionen des Untergebracht-seins im Vordergrund stehen, und einem Wohnen im Sinne eines sozial-emotionalen Zuhause-seins. Die Analyse zeigt, dass Herr Klein stark mit seinem Geburtsort verbunden ist. Hier ist er aufgewachsen und hat große Teile seines Lebens verbracht. Mit dem im höheren Lebensalter vollzogenen Umzug in den Haushalt des (Halb-)Bruders hat er sich jedoch zwischenzeitlich auch den dortigen Lebensraum als Zuhause angeeignet. In beiden Fällen handelt es sich um Orte, in denen er sich auskennt und in denen Menschen leben, die für ihn von sozial-emotionaler Bedeutung sind. Auf die Stadt, in der gegenwärtig lebt, trifft dies nicht zu. Dies kann als Anhaltspunkt dafür gewertet werden, dass Wohnen – im Sinne einer emotional-sozialen Aneignungspraxis (vgl. Trescher 2017f, S. 17; Hasse 2009) – im Wohnheim, aber schlussendlich auch im umliegenden Sozialraum, nicht oder zumindest nicht in einem ausreichenden Maße ›gelingt‹. Ange-

33 Siehe hierzu auch die theoretische Einordnung und Diskussion in den Kapiteln 6.6 und 6.7.

sichts der oben skizzierten Formen von Gefangenschaft und der damit einhergehenden Begrenzung der Erfahrungsräume außerhalb der Wohneinrichtung erscheint zumindest die Entfremdung von dem Sozialraum wenig verwunderlich und gewissermaßen als zwangsläufige Folge der restriktiven Lebensumstände des Herrn Klein. Der Begriff der Entfremdung geht an dieser Stelle über ein alltagsweltliches Verständnis vom Entfremdung – im Sinne eines Fremd-Werdens bzw. (im hiesigen Fall) Fremd-Bleibens – hinaus und lässt sich als eine spezifische Form von Aneignung fassen, wobei Entfremdung als eine »*Beziehung der Beziehungslosigkeit*« (Jaeggi 2016, S. 20; Hervorhebung im Org.) gedacht wird. Es ist ihm (bisher) nicht möglich gewesen, sich das Wohnheim oder den umliegenden Sozialraum als neues sozial-emotionales Zuhause anzueignen. Dies scheint problematisch, ist er doch gezwungen, an einem Ort zu leben, in dem er sich nicht zuhause fühlt. Dass der Auszug aus dem Haushalt des (Halb-)Bruders als einschneidend erlebt wurde, lässt sich auch daran veranschaulichen, dass Herrn Klein diesen als etwas markiert, was durch einen äußeren Zwang und gegen seinen Willen erfolgte. So berichtet er: »*Da bin ich, ohne mich zu informieren, hierher überwiesen worden*«. Zusätzlich verschärft wird diese Krise dadurch, dass das frühere Zuhause für ihn nicht länger zugänglich ist, denn wenn Kontakte zum (Halb-)Bruder bestehen, dann bis auf wenige Ausnahmen in der Form, dass dieser Herr Klein in der Wohneinrichtung besuchen kommt und nicht umgekehrt. Nicht nur lebt Herr Klein in einer ihm fremden Lebenswelt, sondern Wege in die ihm vertraute Lebenswelt sind blockiert. Auch hierin manifestiert sich schlussendlich seine Gefangenschaft.

Zur Ambivalenz der Herkunftsfamilie

Im Zuge der Analyse wurde deutlich, dass die Herkunftsfamilie für Herr Klein von zentraler Bedeutung ist. Als relevante Personen konnten dabei sowohl die Mutter als auch – in ungleich stärkerem Maße – der jüngere (Halb-)Bruder und dessen Partnerin identifiziert werden. Der Vater wird lediglich über sein Versterben im Krieg in die Erzählung eingeführt und taucht in den späteren Darstellungen nicht mehr auf. Die Bezüge zur Mutter sind zwar stets ›positiv‹ gerahmt, beschränken sich allerdings auf die Erzählungen zur Kindheit und Jugendzeit, sodass sie, obwohl sie als sozial-emotional bedeutsame Person in Erscheinung tritt, vergleichsweise wenig Raum in der Erzählung einnimmt. Anders sieht es mit dem (Halb-)Bruder aus. Immer wieder wird er von Herr Klein als Ausgangspunkt von Erzählungen gewählt: Aussagen des (Halb-)Bruders oder Dialoge mit dem (Halb-)Bruder werden im Interview aufgegriffen und re-inszeniert. Weiterhin werden Erfahrungen und Erlebnisse aus dem Zusammenleben mit dem (Halb-)Bruder berichtet oder Einblicke in das berufliche und private Leben des (Halb-)Bruders gewährt. Der (Halb-)Bruder nimmt – mal mehr mal weniger explizit – einen großen Teil der Erzählung ein. Er, seine Partnerin sowie die Mutter des Herrn Klein sind die einzigen Personen, zu denen Herr Klein eine diffuse Beziehungspraxis unterhalten kann und konnte. Sozialbeziehungen, die über den Rahmen der Herkunftsfamilie hinausgehen, beschränken sich lediglich auf flüchtige Bekanntschaften. Hinweise auf freundschaftliche Sozialbeziehungen ließen sich in der Erzählung des Herrn Klein nicht finden. Ergänzend hierzu muss dem (Halb-)Bruder und dessen Partnerin aber auch in emotionaler Hinsicht eine zentrale Rolle zugeschrieben werden. Sie sind es gewesen, die sich über Jahre hinweg um Herrn Klein und dessen Belange gekümmert haben. Die Paarbeziehung des

(Halb-)Bruders war der Ort, an dem er Erfahrungen von Nähe, Liebe und Geborgenheit sammeln konnte. Hieran hat sich auch bis zum Zeitpunkt des Interviews nichts geändert, wenngleich die Kontakte zu beiden Personen seit seinem Übergang in das stationäre Wohnen stark zurückgegangen sind.

Ausgehend von den bisherigen Ausführungen ist herauszustellen, dass die Beziehung des Herrn Klein zu seinem (Halb-)Bruder und dessen Partnerin durchaus auch durch eine gewisse Ambivalenz gekennzeichnet ist. Auf der einen Seite sind es der (Halb-)Bruder und dessen Partnerin, die Herr Klein ein mehr oder weniger direktes (Er-)Leben von sozialer Zugehörigkeit und Nähe ermöglichen und damit einer Vereinsamung und sozial-emotionalen Verwahrlosung entgegenstehen. Ihnen kann insofern eine schützende, stabilisierende Wirkmächtigkeit zugeschrieben werden. Auf der anderen Seite sind sie es aber auch gewesen, die durch die Aufrechterhaltung ebendieser Bindung dazu beitragen haben, Herr Klein als isoliertes, abhängiges Subjekt hervorzubringen, womit ihnen zugleich eine behindernde Wirkmächtigkeit zuteilwird. Anzumerken ist hier zum Beispiel, dass die enge Anbindung an die Herkunftsfamilie mehr oder weniger zwangsläufig zur Folge hatte, dass das soziale Netzwerk des Herrn Klein primär auf die Herkunftsfamilie beschränkt geblieben ist. Weiterhin kann angeführt werden, dass sich durch den Einzug des Herrn Klein in den Haushalt des (Halb-)Bruders eine Transformation der Beziehungspraxis zwischen beiden Personen vollzogen hat: Aus einer (eher) symmetrischen Bruderbeziehung wurde eine asymmetrische Beziehungspraxis, in der Herr Klein in ein Abhängigkeitsverhältnis zu seinem (Halb-)Bruder gerückt wurde, welches strukturell eher der einer Eltern-Kind-Beziehung ähnelt. So ist es nun zum Beispiel der (Halb-)Bruder, dem die Vergabe des Taschengeldes an Herrn Klein obliegt. Der (Halb-)Bruder und dessen Partnerin haben – im Anschluss an das Versterben der Mutter – die Rolle von Ersatzeltern eingenommen und diese – zumindest aus der Perspektive des Herrn Klein – bis zum heutigen Tag nicht mehr abgegeben. Sehr eindrucksvoll erscheint in diesem Zusammenhang, dass sich diese Eltern-Konstruktion auch in der direkten Adressierung der beiden Personen durch Herrn Klein offenbart. Immer wieder verschwimmen die Grenzen zwischen Schwägerin und leiblicher Mutter und (Halb-)Bruder und Vater. Beispielfhaft die folgende Sequenz: »*Und da haben die meinen Bruder sofort angerufen und gesagt: »Wenn sie ihre Sohn, (.) der ist behindert, (.) nicht in ein Pflegeheim tue, (.) werde sie ihr blaue Wunder erlebe.«*« Im Zuge des Übergangs in den Haushalt des (Halb-)Bruders blieb Herr Klein einer (zumindest teilweisen) kindlichen Identität verhaftet. Dies zeigt sich zum Beispiel auch daran, dass das Thema »Sexualität und Partnerschaft« als etwas zu sehen ist, was in seiner Welt keinen oder nur stark eingeschränkten Raum eingenommen hat. Es dominiert hier stattdessen eine Konstruktion von Unerfahrenheit und Unsicherheit: »*In dene Sache kenne ich mich (betont sehr stark) nicht so gut aus. Sage ich ganz offe, dass ich mich nicht so gut auskenne.*«

Das Leben der Anderen

Dem (Halb-)Bruder und dessen Partnerin kommt allerdings noch in einer weiteren Hinsicht eine zentrale Rolle im Leben des Herrn Klein zu – wenngleich hier abermals eine Ambivalenz hervorzuheben ist. Die Analyse machte deutlich, dass die enge Anbindung an die Lebenspraxis des (Halb-)Bruders und der Schwägerin in zu einer »Erweiterung des Lebens« des Herrn Klein geführt hat. Mit »Erweiterung des Lebens« ist hier nicht nur

gemeint, dass für Herr Klein Facetten des Lebens erfahrbar wurden, die ihm sonst verschlossen geblieben wären, sondern ebenso, dass das *gelebte* Leben des (Halb-)Bruders zu einem gewissen Grad auch zum *erlebten* Leben des Herrn Klein wurde. Die Auswertung zeigt, dass Herr Klein in vielerlei Hinsicht durch den (Halb-)Bruder lebte bzw. zum Teil noch immer durch diesen lebt. Herr Klein verfolgt nicht nur das, was im Leben seines (Halb-)Bruders und dessen Partnerin geschieht, sondern er erlebt es zum Teil so, als sei er es, der von diesen Geschehnissen unmittelbar betroffen ist. Beispielhaft veranschaulichen lässt sich dies etwa an der folgenden Sequenz, in der Herr Klein den Hausbau des (Halb-)Bruders thematisiert: »*Wir haben gebaut (.) und (1) wir haben es nicht bereut*«. Herr Klein konstruiert sich hier als unmittelbar involvierte, handlungs- und entscheidungsmächtige Person. Die lebenspraktische ›Errungenschaft‹ von (Halb-)Bruder und Schwägerin – der Hausbau – wird zu einem gewissen Grad zur erlebten Errungenschaft des Herrn Klein. Dieses Leben und Erleben durch den (Halb-)Bruder wurde noch in verschiedenen weiteren Zusammenhängen offengelegt. Immer wieder konnte festgestellt werden, dass die Grenzen zwischen der eigenen Lebenspraxis und der Lebenspraxis des (Halb-)Bruders verschwimmen. Mit Blick auf die hier gegenständliche Ambivalenz der Herkunftsfamilie lässt sich also sagen, dass die enge Anbindung an die Familie es für Herrn Klein möglich machte, die Ereignisarmut seines eigenen Lebens ein Stück weit zu kompensieren und seine eigene Rolle – zumindest für sich selbst – umzudeuten. Auf der anderen Seite führt dieses ›Leben durch Andere‹ aber auch dazu, dass er sich immer stärker von dem eigenen Leben und der eigenen Person entfremdet hat.

5.4 Frau Greta Grund: »Das kann ich nit erzähle, sonst fang ich an zu weine«

Mit Frau Greta Grund wird nun der letzte hier zu präsentierende Fall in den Fokus gerückt. Ebenso wie Herr Klein (Kapitel 5.3), so lebte auch Frau Greta Grund zum Zeitpunkt der Interviewführung in einer stationären Wohneinrichtung.

Zum Aufbau des Kapitels: In Kapitel 5.4.1 wird die Kurzbiographie der Frau Grund vorgestellt. In Kapitel 5.4.2 wird das Augenmerk auf die Ergebnisse der Interviewauswertung gerichtet. In Bezug auf die Kurzbiographie ist auch hier anzumerken, dass diese auf Grundlage des Interviews nur stark lückenhaft rekonstruiert werden konnte. Zurückzuführen ist dies einerseits darauf, dass Frau Grund nur in Bezug auf wenige Ereignisse Angaben zu zeitlichen Verläufen oder konkreten Jahreszahlen machen konnte. Andererseits sind die Lücken aber auch darauf zurückzuführen, dass Frau Grund über bestimmte Themen schlicht nicht ausführlicher sprechen *wollte*, sodass auch hierdurch Fragen offen und Passagen ihrer Lebensgeschichte unscharf geblieben sind. Betroffen waren hiervon zum Beispiel die Beziehung zur Mutter und ihre Erfahrungen zur Zeit des zweiten Weltkrieges.

5.4.1 Kurzbiographie

Frau Greta Grund wurde im Jahr 1920 in einer südwestdeutschen Großstadt geboren. Früh nach der Geburt wurde sie von ihrer Mutter in ein Waisenhaus gegeben und wuchs dort auf einer Säuglingsstation auf, bis sie später in den Wohnbereich der älteren Kin-